

die für die fragliche Zeit recht altertümlichen Charakter bekunden, so einzelne Gefäße, Kurzswordklingen, Armbänder mit Doppelspiralenden, schlichte Armspiralen, Tutuli (zum Aufnähen), und in den Zierweisen das Bogenmuster und das Wellenlinien-Spiralornament. Daneben machen sich lebhaft Beziehungen zu der stark italisch beeinflussten illyrischen Hallstattkultur in den Ostalpen und an der oberen Donau mit manch überraschender Übereinstimmung geltend, so in den Formen der Täßchen und Schälchen, in den Bogenfibeln, Gürteltänien, Phaleren, durchbrochen gearbeiteten Kreuzrosetten, in den Trensen samt Kreuzröhrenknöpfen des Pferdegeschirrs, in der Ornamentik mit den konzentrischen Kreisen und Ringbuckeln und den fein eingepunzten Tier- und Menschendarstellungen usw. Wieder ein anderer Teil der Denkmäler verrät Abhängigkeit von südlich und südöstlich gelegenen Kulturkreisen, so in den prächtigen oder schlichten Stiellochäxten, in den großen Tierfibeln, in den großen getriebenen Schalen, Zierknäufen mit Vierblatt, gewissen Ohringformen (a baule), weiter in der Filigrantechnik wie im Maskenschmuck (Filigran und Granulierung auch bei späthallstädtischem Goldschmuck der Zone nordwärts der Alpen gleichfalls aus südlicher Quelle). Iran, Kleinasien und mehr noch der jonische Kreis haben hier in der Zeit des Übergangs vom griechisch-geometrischen zum orientalisierenden Stil viel Anregungen gegeben.

Der fabelhafte Reichtum der Goldschätze, die damals im kimmerisch-nordthrakischen Gebiet vergraben und nicht mehr gehoben worden sind, ist eine schöne Bestätigung der Angabe Herodots (IV 104) vom Goldreichtum der Agathyrsen. Das Gold dieser Schätze stammt zweifellos aus den siebenbürgischen Bergwerken oder dem Sande der siebenbürgischen Flüsse. J. Hampel benannte einmal die obenerwähnten verschieden gestalteten Stiellochäxte, die, wie wir sahen, zeitlich durchaus zu den Goldfunden gehören, als agathyrsisch (nach G. Nagy, Arch. Ert. 1913, S. 313). Richtiger werden wir diesen Kulturkreis dann als kimmerisch-frühagathyrsisch bezeichnen müssen. Sein Inhalt ist auch für Mitteleuropa nicht ohne Belang. Denn manche Einzelheit in unserem Hallstattkreise wie in der jüngeren nordischen Bronzezeit, die — ohne bodenständig zu sein — nicht restlos aus Altitalien sich erklären läßt, dürfte über diese thrakische Gruppe vermittelt worden sein. Auch diese Einsicht verdanken wir dem für die Prähistorie so wertvollen bulgarischen Goldschatz.

München.

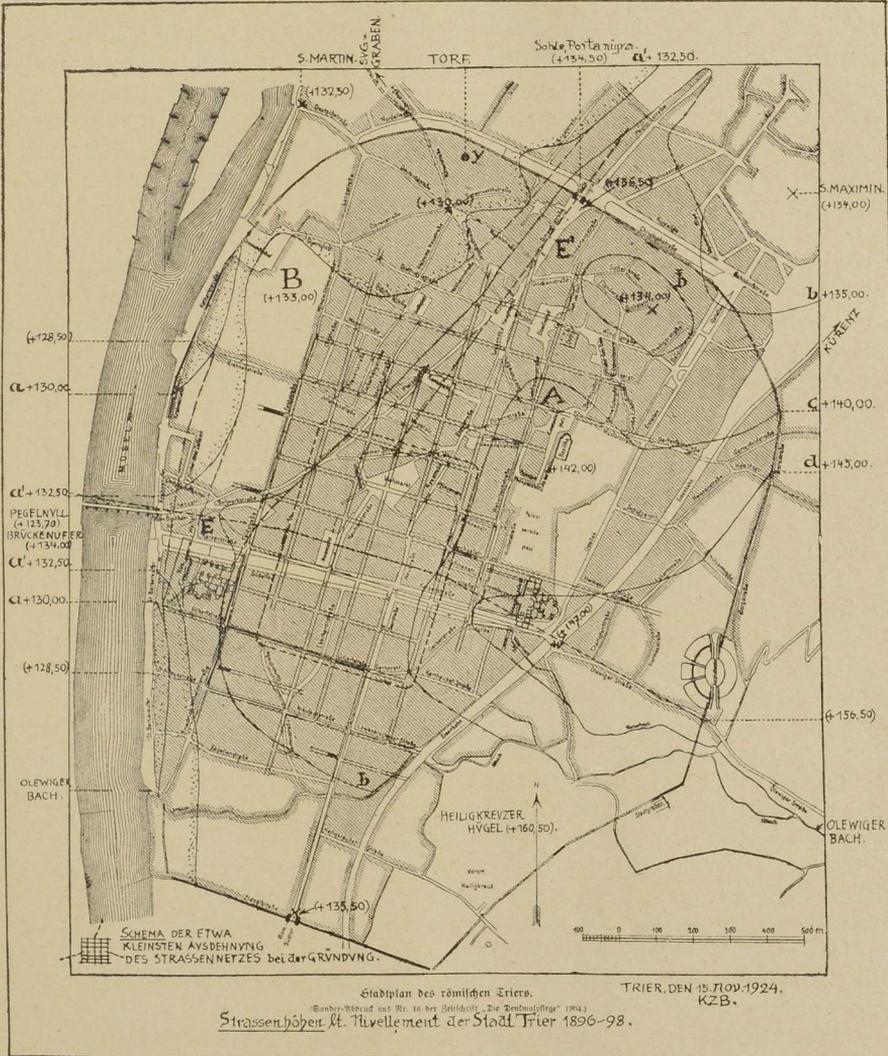
P. Reinecke.

## Die Bodengestaltung der Stadt Trier und die römische Stadt.

Einer Erörterung der Anfänge der Stadt Trier würde natürlich mit der genauen Kenntnis der Bodengestaltung des Stadtgebietes vor der Gründung der römischen Siedlung sicher gedient sein. Eine solche Klarstellung ist aber heute offenbar nur mehr in beschränktem Maße erreichbar, denn es liegen seit dem Ansetzen des ersten Meßpfahles an dieser Stelle des Tales so vielerlei Aufhöhungen und sonstige Veränderungen vor, daß die Feststellungen großen Schwierigkeiten begegnen müssen, selbst wenn diese riesenhafte Aufgabe heute technisch zu bewältigen wäre.

Andererseits läßt aber schon die Betrachtung der heutigen Verhältnisse in Verbindung mit den bisherigen Ergebnissen der archäologischen Forschung — soweit dieselben nicht veröffentlicht sind, liegen im Folgenden Skizzenbücher des Provinzialmuseums in Trier und eigene Beobachtungen zugrunde — für den Stadtplan des römischen Trier allerlei Rückschlüsse in der genannten

Richtung zu, die von Interesse sein dürften. Eine Übersicht über die Höhenverhältnisse im Straßennetz<sup>1)</sup> der Stadt, die noch vorlagen, als die Beobachtungen der Straßenprofile des Gräven'schen Stadtplanes vorgenommen wurden, will ich hier unter Benutzung des Gräven'schen Planes veröffentlichen.



Das antike Trier liegt demnach in seinem Kern auf einem sanft abfallenden Gelände, dessen Rückgrat bergwärts eine „Geländeschwelle“ ist, die in der Gegend des Amphitheaters vom Petersberge herkommt. Diese „Schwelle“, zur Mosel zu verschwindend, liegt zwischen Kaiserthermen und Amphitheater, von der Eisenbahn deutlich kennbar durchschnitten, ungefähr 20 bis 30 m über dem gewöhnlichen Wasserstande der Mosel, und in ihren höchsten Straßenpunkten innerhalb der römischen Stadtmauern überschreitet ihre Erhebung sogar

<sup>1)</sup> Nicht in den Baublöcken, die manchmal tiefer liegen. Zu beachten ist, daß auch die Kanalisationsprofile des Gräven'schen Planes in den Straßen genommen sind.

das Höhenmaß des Hügels von Heiligkreuz auf der Südseite der Stadt, der dort aus dem Gelände ziemlich steil 20 m hoch aufsteigt.

Von dieser Geländeschwelle aus entwickelt sich nun ein sanftes Gefälle zur Mosel zu sowie auch moselaufwärts und -abwärts. Allerdings liegt das römische Niveau in der Stadt Trier in den Straßen rund 2—5 m unter dem heutigen, die Beobachtungen ergeben aber gerade im mittleren Teil der antiken Stadt, daß hier eine ziemlich einheitliche Aufhöhung von i. M. 3,5 m über dem antiken Humus vorliegt, d. h. daß die heutigen Gefällverhältnisse hier im Allgemeinen den ursprünglichen entsprechen.

Das theoretische Schema des frühesten Stadtkernes der antiken Stadt ist ferner von mir als ein Rechteck dargestellt, das  $4 \times 5$  insulae einer Colonia umfaßt, in deren kurzer Achse 4 mittlere breitere insulae liegen und deren längere Achse beiderseitig von 2 schmälere insulae begleitet wird<sup>2)</sup>; es ist dies wohl die kleinste symmetrische Form, welche sich aus dem römischen Straßennetze Triers nach dem Colonia-Schema herauschneiden läßt. Und wenn die Brückenachse die erste Mittelachse der Siedlung bedeutet, so haben wir vielleicht wirklich das erste Straßennetz des römischen Trier vor uns.

Das, was wir nämlich feststellen möchten, ist einmal, daß die eine Achse dieses Rechtecks sich in der Gefällrichtung mit der ungefähren Mittelachse der genannten Geländeschwelle und der davon auslaufenden Abdachung deckt. Sodann beobachten wir, daß das Rechteck eine Fläche einnimmt, die allein im Stadtgebiet des 4. Jahrhunderts, d. h. im dargestellten Mauerring des Gräven-schen Planes, im allgemeinen ein gleichmäßiges und zweckmäßiges Gefälle von 1:100 zur Mosel zu (mit 5 m Gesamtunterschied) besaß und in der anderen Richtung ungefähr horizontal verlief. Sie stellte auf noch unbebautem Boden den für eine solche Siedlung günstigsten Geländeausschnitt dieser noch ganz verfügbaren Talbreite vor, von nach allen Richtungen scharf bestimmter Endmarke, indem bergwärts stärkere Steigungen, aufwärts und abwärts der Mosel aber Bäche und Niederungen, moselwärts die Flußniederung und deren Hochwasser für den Anfang weniger günstiges Gelände bedeuteten.

Was die Hochwasserverhältnisse angeht, so sei bemerkt, daß der heutige Pegel mit einem Nullpunkt von 123,70 über N. N. (Meeresniveau) eingetragen ist, und daß das höchste meßbare Hochwasser (von 1784, von dem noch Marken da sind) rund 8,50 über Pegelnul reichte, während das höchste danach von 1920 mit 7,70 m und das letzte von 1924 mit 7,35 m zu verzeichnen ist. Danach fällt die Hochwassergrenze des Planes mit  $123,70 + 8,50 = 132,20$  über N. N. etwa mit der Höhenkurve a (+ 132,50) des Planes (die einen getippten Rand abgrenzt) zusammen. In römischer Zeit mag das Flußbett etwas niedriger gelegen haben, denn die O. K. der Pfahlpackungen der Römerbrücke reicht bis + 123,70, das vergleichsmäßig anzusetzende römische Pegelnul wäre danach etwa 122,00. Eine Geländeauffüllung von i. M. 3,50 m im Kerne des Stadtgebietes haben wir ferner schon oben festgestellt. Demnach wäre die heutige auf dem Plane nicht dargestellte Linie  $122 + 8,50 + 3,50 = 134,00$  die Grenze des Hochwassers im unbebauten Tal im Ausmaße von 1784. Jedenfalls geht daraus hervor, daß die Mosel-seite des bezeichneten Siedlungsrechteckes als hochwasserfrei gelten kann. Von da ab bis zur Mosel folgte aber bald Hochwassergebiet.

Südlich des eingetragenen Rechtecks treffen wir dann auf den noch heute vorhandenen Olewiger Bach (Altbach genannt im Gegensatz zum abgezweigten Weberbach), und nördlich möchten wir in der Frühzeit einen sumpligen Bach annehmen, der damals aus dem Aweler Tal hinter Kürenz nordöstlich von Trier

<sup>2)</sup> Also nicht das Schema von Aosta von  $4 \times 4$  insulae, sondern etwa das von Lucca oder Caerwent (Haverfield, Ancient Town-Planing, Abb. 16, 18, 33).

kam, der also das Schicksal gehabt hätte, bei der weiteren Entwicklung der Siedlung in römischer Zeit und danach bis hinter Nells Ländchen nach Nordosten verdrängt zu werden.

Heute läuft nämlich der Awelerbach im Moseltal selbst in einem künstlichen Bett, das am Ausgang des Aweler Tales nach Norden zu durch eine Geländeschwelle gegraben ist; in der entgegengesetzten Richtung war aber noch vor wenigen Jahrzehnten eine tiefe unregelmäßige Rinne zu sehen, die zuletzt als Hohlweg diente und heute zugefüllt ist. Ich vermute, daß diese Bodenrinne den Bach ehemals nach Süden führte, wo er bei der nordwestlichen Ecke der römischen Stadt die Mosel erreicht hätte. In dem dort bei St. Martin erst vor kürzerer Zeit zugefüllten breiten und tiefen Sumpfgraben mündete allerdings zuletzt die sogenannte Sug (heute die ausgebaute Ritterstraße) und im Mittelalter nach urkundlichen Nachrichten im 12. Jahrhundert der (abgezweigte) Olewiger Bach, der in einem anderen Abzweig auch bis hinter St. Marien geführt war, wo der Bach schon im 10. Jahrhundert erwähnt wird.<sup>3)</sup> Daß dieser Abzweig des Altbaches von Anfang an quer über das geschilderte Plateau (in Höhe + 140 m) lief wie heute der Weberbach, ist nicht möglich, daß der Altbach vom Weberbach abzweigte, ebenso wenig; auch die Römer haben den Weberbach kaum abgezweigt, wenn es auch die „Gesta“ behaupten<sup>4)</sup>. Andererseits geht aus der Behauptung der Gesta hervor, daß er schon sehr früh abgezweigt worden sein muß, vielleicht daß es schon gegen 600 von fränkischer Hand geschah, die den Bach zunächst wohl der Pfalzsiedlung vor der Basilica (heute Weberbachstraße) zuführte<sup>5)</sup>.

Zum „stagnum“ bei St. Martin ist nun zu beachten, daß man zwischen Ritterstraße und Nordallee 1924 ein Torfmoor (bei y des Planes) antraf, in dem Pfähle standen, das schon in römischer Zeit zugeschüttet war und dessen Sohle 5—6 m unter Gartenland lag. Bis in diese Gegend wird also das „stagnum“ rückwärts zu verlängern sein. Ferner zeigt unser Plan in der Gegend der Sichelstraße eine oval mit + 135,00 umgrenzte Senkung (+ 134,00), die vor der Kanalisation keinen Abfluß zur Mosel hatte, wie auch bei Maximin das Gelände zum Berge (sic!) zu Gefälle hat. Die Stelle E' des Planes ist daher wahrscheinlich eine schon in römischer Zeit entstandene Geländebrücke. Hierhin gehört auch, daß der gewachsene Boden bei der Porta Nigra über 1 m höher liegt als mehr südlich bei der Margaretengasse. Das frühzeitliche Bachbett, das ich vermute, kann natürlich noch viel weiter südlich gelegen haben. So hat man 1922 bei Anlage eines Weinkellers im Hofe des Kesselstattschen Palais unter der Römerstraße keinen festen Boden erreichen können.

Eine gleiche Geländebrücke E ist bei der Moselbrücke entstanden, um hochwasserfrei über den Strom zu gelangen. In beiden Fällen sind wohl auch die allerersten Gräberfelder vor den Toren günstiger geworden. Was ferner die vor der Porta Nigra liegende Gräberstraße angeht, so ist noch zu beachten, daß rechts und links derselben auf weite Strecke das Gelände von Anfang an abfällt, ihre Richtung ist geradezu durch einen schwachen Geländerücken dort

<sup>3)</sup> Der Bischof Meinher (1127—30) schenkte, was Hillin 1154 bestätigt, das „stagnum, in quod influit rivulus Olivia“ dem Kloster St. Martin (Beyer MRUB I S. 642). Ein „stagnum cum cursu aquae“ (ebenda II S. 168), erwähnt 1192 bei St. Marien, dazu 973 (ebenda I S. 299) ein „rivulus ex civitate profluens“. Dieses „stagnum“ bei St. Marien hatte eine Parallele in der „piscina exsiccata, quae dicitur Mar“, um 1200 auch „mar, ubi vivarium fuit episcopi“ genannt (Beyer II S. 391 und Gesta I S. 307). Solche „piscinae“ in fränkischer und ottonischer Zeit üblich und noch heute in den sogenannten Mattheiser Weihern erhalten. Die Altbachmündung als erste und eigentliche Mündung des Olewiger Baches 1038 mit „ubi Olivia Mosellam influit“ bezeichnet (Beyer I S. 365).

<sup>4)</sup> „divisus in partes“, Gesta I S. 8, Ed. Wyttbach und Müller.

<sup>5)</sup> Damals lag also Trier an dem Weberbach, was ein Geograph vor hundert Jahren einmal nach Augenschein feststellte und drucken ließ.

bestimmt, der auch dem dortigen Gräberfeld höhergelegene Flächen zur Verfügung stellte. (Im tieferen Gelände zur Mosel verlieren sich die Gräber).

Werfen wir noch einen abschließenden Blick auf den Plan der Höhenkurven, so finden wir noch zweierlei zu beachten. Einmal die Stellen A und B des Planes in Höhenlage + 142,00 und + 133,00 über NN. Es sind platzartige Flächen, jedenfalls, wenn natürlich, für Bauanlagen besonders geeignet. Daß sie Ergebnisse künstlicher Planierung sind, ist freilich auch möglich, die Beobachtung reicht nicht so weit, dies aufzuklären. Zu beachten ist, daß an beiden Stellen in fränkischer Zeit Königsbesitz nachgewiesen ist (Palatium und Horreum), einschließlich der zugehörigen Siedlungen. Demnach war hier wohl auch schon in spätrömischer Zeit staatlicher Grund und Boden.

Sodann erkennen wir ganz an der Mosel beiderseits der Brückenachse, von der Brücke unterbrochen, einen ganz tief liegenden Uferstreifen, heute i. M. 5,5 m über Pegelnull, im Altertum relativ sicher noch tiefer liegend (ganz getoppelte Flächen). Er war im 4. Jahrhundert von der Stadtmauer durchschnitten und dahinter teilweise gegen das Hochwasser geschützt. Daß das Niveau dort damals hinter der Stadtmauer verfüllt war und später wieder ausgewaschen ist, ist nicht gut anzunehmen. Sicher lagen vielmehr nicht nur hier, sondern auch an der Nord-ecke der Stadt des 4. Jahrhunderts Gebiete innerhalb der Stadtmauer, die dem Hochwasser ausgesetzt waren. Sie werden weniger bebaut gewesen sein als die älteren und höheren Teile des Stadtgebietes, insbesondere nicht von besseren Hochbauten besetzt gewesen sein, die in guter Hand waren.

Denn an Plätzen solcher Art entstand unzweifelhaft bald der Wille, das Terrain aufzuhöhen, wie das am Ufer von St. Martin und St. Marien nördlich der Stadtgrenze zu vermuten ist, wo sehr weit zurückreichende Anlagen vorliegen dürften, die allmählich sich des Wassers fast völlig erwehrten.

Daß man im übrigen bei der ersten Anlage des nachgewiesenen römischen Straßennetzes der Stadt hochwasserfreies Talgebiet nicht nur gesucht, sondern auch gefunden hat, diese Auffassung konnten wir mit unseren Darlegungen hoffentlich begründen.

Trier.

F. K u t z b a c h.

### Ein spätrömisches Kastell bei Saarbrücken.

Im November 1924 wurde bei Herstellung der Fundamente eines Neubaus auf Flur 11 Parzelle 31/7 Gewann Saaracker Bann Saarbrücken-St. Johann 3,00 m breites und 1,60 tiefes Fundamentmauerwerk aufgedeckt. Die Fundstelle liegt etwa 500 m westlich von Schloß Halberg hart am Nordufer der Saar. Nach Westen wird sie vom Kieselgraben im Bogen umschlossen. Die ungewöhnliche Stärke und Tiefe des Mauerwerks veranlaßte mich, den Verlauf des Gemäuers durch Aushebung von Gräben an beiden Seiten der Mauer entlang festzustellen. Dabei ergab sich ein unregelmäßiger im wesentlichen aus einem Rechteck und einem Trapez bestehender Grundriß (vergl. Abb. 1). Das Mauerwerk umschließt eine Fläche von rd. 66 Ar und ist nach den bisherigen Feststellungen an vier Stellen durch Türme von 6,4 bis 6,8 m Durchmesser verstärkt. Es kann sich bei dem Mauerwerk nur um die Fundamente eines spätrömischen Kastells handeln, von dessen Vorhandensein bisher nichts bekannt war. Bekannt war nur, daß an dieser Stelle und auf den anschließenden Fluren in früheren Zeiten und zuletzt noch 1914 (Röm.-Germ. Korrb. VII 1914 S. 88) zahlreiche Gegenstände aus der Römerzeit gefunden worden sind. Auch berichtet Schröter in den Mitteilungen des Hist.-ant. Vereins Saarbrücken III 73 u. IV 25 von den